

Elizabeth Gilbert

EAT

PRAY

LOVE



Elizabeth Gilbert

EAT

PRAY

LOVE



Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.bloomsbury-verlag.de

*Für Susan Bowen –
die auch aus zwölf tausend Meilen Entfernung
eine Zuflucht für mich war*

Übersetzung aus dem Amerikanischen von Maria Mill

Anmerkung der Übersetzerin: Zur Wiedergabe indischer und balinesischer
Begriffe
wurde die von der Autorin gewählte anglierte Transkription verwendet.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im bloomsbury taschenbuch erschienenen
Buchausgabe
25. Auflage 2010

ISBN 978-3-8270-7096-8

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *Eat, Pray, Love*
bei Viking, New York

© 2006 Elizabeth Gilbert

Für die deutsche Ausgabe

© 2006 Bloomsbury Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung des Designs der englischen Ausgabe von © Katie Tooke
Datenkonvertierung: psb, Berlin

Sag die Wahrheit, sag die Wahrheit, sag die Wahrheit.[1]

Sheryl Louise Moller

[1] Außer man versucht, auf Bali dringende Immobilientransaktionen zum Abschluss zu bringen, wie sie im dritten Buch beschrieben werden.

Einleitung

oder

Wie dieses Buch funktioniert

oder

Die hundertneunte Perle

Wenn man durch Indien reist – und vor allem, wenn man heilige Stätten und Ashrams besucht –, sieht man eine Menge Leute mit Perlen um den Hals. Man sieht auch viele alte Fotos von nackten, dünnen und einschüchternden (oder mitunter auch molligen, freundlichen und strahlenden) Yogis, die ebenfalls Perlenketten tragen. Diese Ketten heißen *japa malas*. In Indien benutzt man sie seit Jahrhunderten, weil sie frommen Hindus und Buddhisten helfen, sich bei der Meditation besser zu konzentrieren. Die Kette wird in der Hand gehalten und wandert in einer Kreisbewegung durch die Finger – für jede Wiederholung des Mantras wird eine Perle berührt. Als die Kreuzfahrer in ihre heiligen Kriege gen Orient zogen, sahen sie unterwegs

immer wieder Gläubige, die mit diesen *japa malas* beteten, bewunderten die Technik und brachten die Idee als Rosenkranz mit nach Europa zurück.

Die traditionelle *japa mala* besteht aus hundertacht Perlen. In den esoterischen unter den östlichen Philosophenzirkeln gilt die Zahl Hundertacht als äußerst glückverheißend, da sie ein dreistelliges Vielfaches der Zahl Drei darstellt und ihre Quersumme neun beträgt. Die Zahl Neun wiederum ergibt sich aus der Addition dreier Dreien. Und natürlich ist Drei die Zahl, die für absolute Ausgeglichenheit steht, wie jeder, der jemals die heilige Dreifaltigkeit oder einen Barhocker studiert hat, sofort erkennt. Und da dieses Buch von meiner persönlichen Suche nach innerem Gleichgewicht handelt, habe ich beschlossen, es wie eine *japa mala* zu strukturieren und in hundertacht Geschichten oder Perlen aufzuteilen. Diese Kette von hundertacht Geschichten ist in drei Abschnitte untergliedert: einen über Italien, einen über Indien und einen über Indonesien – jene drei Länder, die ich während meines Jahres der Selbsterforschung besucht habe. Diese Gliederung bewirkt, dass jeder Abschnitt sechsunddreißig Geschichten enthält, was mich wiederum persönlich anspricht, da ich all das in meinem sechsunddreißigsten Lebensjahr niederschreibe.

Doch ich will Sie nicht mit Zahlenmystik langweilen. Die Vorstellung, diese Geschichten der Struktur einer *japa mala* gemäß aufzureihen, gefällt mir auch deshalb so gut, weil

sie so ..., nun ja, strukturiert ist. Die aufrichtige Wahrheitssuche ist kein wildes Gerangel, nicht einmal in unserem Zeitalter des wilden Rangels. Als Suchende wie als Schriftstellerin finde ich es hilfreich, mich so weit wie möglich an die Perlen zu halten, um mich umso besser auf das konzentrieren zu können, was ich zu erreichen versuche.

Jede *japa mala* hat noch eine Extraperle – die hundertneunte –, die wie ein Anhänger an jenem ausbalancierten Rund von hundertacht Perlen herabbaumelt. Ich habe mir diese hundertneunte immer als eine Art Ersatzperle vorgestellt, wie der Extraknopf an einem teuren Hemd oder der jüngste Sohn einer Königsfamilie. Anscheinend aber dient sie einem noch höheren Zweck. Wenn nämlich unsere Finger beim Beten diese Perle erreichen, sollen wir unsere Versenkung unterbrechen und unseren Lehrern danken. Also halte ich, noch ehe ich überhaupt anfangen, bei meiner hundertneunten Perle inne. Ich danke allen meinen Lehrern, die mir während meines Jahres der Selbsterforschung in so vielen eigenartigen Gestalten erschienen sind.

Ganz besonders aber danke ich meinem Guru, meiner Meisterin, die der Inbegriff des Mitgefühls ist und mir während meines Aufenthalts in Indien so großzügig erlaubte, in ihrem Ashram zu studieren. An dieser Stelle möchte ich auch klarstellen, dass ich über meine

Erfahrungen in Indien von einem rein persönlichen Standpunkt aus berichte und weder als Theologin noch als irgendjemandes offizielle Sprecherin. Daher werde ich weder den Namen meiner Meisterin nennen, noch den Namen oder Standort ihres Ashrams verraten. Dadurch erspare ich dieser wunderbaren Einrichtung unnötige Publizität, mit der fertig zu werden sie überfordern würde. Als letzten Ausdruck meiner Dankbarkeit habe ich mich entschlossen, die Namen all der Suchenden – ob Inder oder Westler –, die mir in diesem indischen Ashram begegneten, zu ändern. Dies geschieht aus Respekt vor der Tatsache, dass sich die meisten Leute nicht auf eine spirituelle Pilgerfahrt begeben, um später als Figuren in einem Buch aufzutauchen. (Es sei denn natürlich, es handelt sich dabei um *mich*.) Nur eine Ausnahme habe ich mir gestattet. Richard aus Texas heißt tatsächlich Richard und kommt auch aus Texas. Ich nenne ihn bei seinem wirklichen Namen, weil er in Indien so wichtig für mich war.

Als ich Richard fragte, ob es ihm recht sei, wenn ich in meinem Buch erwähne, dass er einmal Junkie und Alkoholiker war, sagte er, das gehe völlig in Ordnung.

»Hab mir sowieso schon überlegt«, meinte er, »wie ich es den Leuten am besten sage.«

Aber zunächst – Italien ...

Erstes Buch

Italien

oder

»Sprich, wie du isst«

oder

*Sechsenddreißig Geschichten über das Streben nach
Genuss*

Ich wollte, Giovanni würde mich küssen!

Ach, aber es gibt so viele Gründe, warum das eine ganz schlechte Idee wäre. Zunächst einmal ist Giovanni zehn Jahre jünger als ich und wohnt – wie die meisten unverheirateten Italiener in seinem Alter – noch immer bei seiner Mutter. Schon allein das macht ihn zu einem fragwürdigen Liebespartner für mich, Amerikanerin, Freiberuflerin, Mittdreißigerin, die gerade eine gescheiterte Ehe und eine verheerende, langwierige Scheidung hinter sich hat, direkt gefolgt von einer leidenschaftlichen Affäre, die in unerträglichem Kummer endete. Nach all den Verlusten fühle ich mich traurig und zerbrechlich und als wäre ich siebentausend Jahre alt. Schon aus Prinzip würde ich dem netten, unverdorbenen Giovanni mein jämmerliches, völlig fertiges altes Ich nicht aufdrängen. Ganz zu schweigen davon, dass ich endlich in dem Alter bin, in dem eine Frau sich zu fragen beginnt, ob es wirklich so klug ist, sich über den Verlust eines schönen braunäugigen Burschen hinwegzutrusten, indem man sich prompt den nächsten ins Bett holt. Deswegen bin ich nun schon seit vielen Monaten allein. Ja, deswegen habe ich beschlossen, dieses ganze Jahr sexuell enthaltsam zu leben.

Der clevere Beobachter mag an dieser Stelle fragen:
»Und warum bist du dann nach Italien gegangen?«

Darauf kann ich – vor allem wenn ich den mir am Tisch gegenüberstehenden schönen Giovanni betrachte – lediglich antworten: »Eine sehr gute Frage.«

Giovanni ist mein Tandem-Austausch-Partner. Das klingt doppeldeutig, ist es aber leider nicht. Es heißt lediglich, dass wir ein paar Abende die Woche hier in Rom damit verbringen, die Sprache des anderen zu üben. Wir reden zuerst italienisch, und er ist geduldig mit mir; dann reden wir englisch, und ich bin geduldig mit ihm. Entdeckt habe ich Giovanni einige Wochen nach meiner Ankunft in Rom – dank dieses großen Internetcafés an der Piazza Barberini gegenüber dem Brunnen mit der Skulptur von diesem sexy Wassermann, der in sein Tritonenhorn bläst. Er (das heißt Giovanni, nicht der Wassermann) hatte einen Zettel ans schwarze Brett geheftet, auf dem zu lesen stand, dass ein *native speaker* des Italienischen einen englischen Muttersprachler zwecks englisch-italienischer Konversation suche. Direkt neben seiner Anfrage hing ein weiterer Zettel mit der gleichen Bitte, die Wort für Wort und in allen Details bis zur Drucktype mit der seinen identisch war. Der einzige Unterschied bestand in der Kontaktadresse. Auf dem einen Blatt war die E-Mail-Adresse eines gewissen Giovanni angegeben, auf dem anderen die eines Menschen namens Dario. Aber sogar die private Telefonnummer war dieselbe.

Ich verließ mich auf meine Intuition und schrieb gleichzeitig beiden eine E-Mail, in der ich mich auf Italienisch erkundigte: »Seid ihr vielleicht Brüder?«

Darauf schrieb Giovanni sehr *provocativo* zurück: »Noch besser: Zwillinge!«

Ja, viel besser. Große, dunkle und attraktive eineiige Zwillinge, wie sich herausstellte, fünfundzwanzig Jahre alt, mit großen braunen, feucht schimmernden italienischen Augen, die mich einfach um den Verstand bringen. Nachdem ich den Jungs persönlich begegnet war, begann ich mich zu fragen, ob ich meinen Vorsatz, in diesem Jahr enthaltsam zu bleiben, nicht vielleicht ein wenig modifizieren sollte. Vielleicht konnte ich ja völlig enthaltsam leben, mit der einzigen Ausnahme, dass ich mir zwei stattliche fünfundzwanzigjährige italienische Zwillingenbrüder als Liebhaber genehmigte. Was mich ein wenig an eine Freundin erinnerte, die sich rein vegetarisch ernährt, aber bei Speck eine Ausnahme macht ... Im Geiste verfasste ich schon einen Brief an *Penthouse*:

Im flackernden Kerzenschein des römischen Cafés war es unmöglich zu sagen, wessen Hände mich gerade streich...

Aber nein.

Nein und nochmals nein.

Mitten im Wort brach ich meine Fantasie ab. Für mich war jetzt nicht der Moment, nach Liebe Ausschau zu halten und so (wie der Tag auf die Nacht folgt) mein ohnehin

schon verfahrenes Leben noch weiter zu verkomplizieren. Für mich war jetzt die Zeit, nach der Heilung und dem Frieden zu suchen, den man nur in der Einsamkeit findet.

Inzwischen, Mitte November, sind der schüchterne, fleißige Giovanni und ich gute Freunde geworden. Dario – dem lässigeren Bruder, der eher mal auf den Putz haut – habe ich meine bezaubernde kleine schwedische Freundin Sofie vorgestellt, und wie die beiden ihre römischen Abende miteinander verbringen, das ist ein Tandem-Austausch ganz anderer Art. Aber Giovanni und ich, wir reden nur. Na ja, wir essen und wir reden. Wir essen und reden jetzt schon seit mehreren netten Wochen, teilen uns Pizzas und beglücken uns mit sanften Grammatikkorrekturen, und der heutige Abend war keine Ausnahme. Ein schöner Abend mit neuen Redewendungen und frischem Mozzarella.

Nun ist es Mitternacht und neblig, und Giovanni begleitet mich durch die römischen Gassen, die organisch – wie sich Wasserläufe um dunkle Zypressenhaine schlängeln – um uralte Gebäude mäandern. Jetzt sind wir vor meiner Tür angelangt. Wir stehen uns gegenüber. Er umarmt mich herzlich. Schon besser; in den ersten paar Wochen wollte er mir nur die Hand schütteln. Wenn ich noch weitere drei Jahre in Italien bliebe, denke ich mir, brächte er eines Tages noch den Mumm auf, mich zu küssen. Andererseits könnte er mich auch einfach jetzt gleich, heute Nacht, direkt hier vor meiner Tür küssen ... Es ist immer noch

möglich ... Ich meine, schließlich stehen wir ja immer noch aneinandergeschmiegt im Mondschein ... Und natürlich wäre es ein *schrecklicher* Fehler ... Aber es wäre so schön ... Und es besteht ja immer noch die wunderbare Möglichkeit, dass er es tatsächlich jetzt gleich tut ... Vielleicht beugt er sich ja zu mir herunter ... und ... und ...

Nein.

Er löst sich aus der Umarmung.

»Gute Nacht, meine liebe Liz«, sagt er.

»*Buona notte, caro mio*«, erwidere ich.

Ganz allein erklimme ich die Stufen zu meiner Wohnung im vierten Stock. Ganz allein schließe ich die Tür zu meiner winzig kleinen Einzimmerwohnung auf. Ziehe die Tür hinter mir zu. Wieder einmal gehe ich in Rom früh zu Bett. Wieder einmal liegt eine lange geruhssame Nacht vor mir und nichts im Bett außer einem Stapel italienischer Sprachführer und Wörterbücher.

Ich bin allein, total allein, mutterseelenallein.

Als mir das klar wird, lasse ich meine Tasche los, sinke auf die Knie, drücke meine Stirn auf den Boden und richte ein inbrünstiges Dankgebet ans Universum.

Erst auf Englisch.

Dann auf Italienisch.

Und dann – um mein Anliegen auch wirklich rüberzubringen – auf Sanskrit.

Und da ich mich nun schon in Bittstellung am Boden befinde, lassen Sie mich kurz in dieser Position verharren, während ich drei Jahre zurückgehe, bis zu dem Augenblick, als diese ganze Geschichte begann – einem Augenblick, in dem Sie mich in exakt der gleichen Haltung angetroffen hätten: auf den Knien, auf dem Fußboden, betend.

Alles andere an der drei Jahre zurückliegenden Szene war jedoch anders. Damals befand ich mich nicht in Rom, sondern im Bad des großen Hauses, das mein Mann und ich kurz zuvor in einem Vorort von New York gekauft hatten. Es war ein kalter Novembormorgen gegen drei Uhr früh. Mein Mann lag schlafend in unserem Bett. Ich versteckte mich wohl die siebenundvierzigste Nacht in Folge im Bad und schluchzte – wie all die Nächte zuvor. Ja, ich schluchzte so sehr, dass sich ein großer See aus Tränen und Rotz vor mir auf den Badezimmerfliesen ausbreitete, ein veritabler Bodensee all meiner Scham, Angst, Verwirrung und Trauer.

Ich will nicht mehr verheiratet sein.

Sosehr ich sie auch zu ignorieren versuchte, die Wahrheit drängte sich mir immer wieder auf.

Ich will nicht mehr verheiratet sein. Ich will nicht in diesem großen Haus leben. Ich will keine Kinder kriegen.

Aber genau das sollte ich mir wünschen. Ich war einunddreißig Jahre alt. Mein Mann und ich – die wir schon

acht Jahre zusammen und seit sechs Jahren verheiratet waren – hatten unser ganzes Leben um die gemeinsame Erwartung herum aufgebaut, dass ich, wenn ich nach Überschreiten des hohen Alters von dreißig zu vertrotteln begäße, auch den Wunsch hegen würde, sesshaft zu werden und Kinder zu kriegen. Dann, so sahen wir gemeinsam voraus, würde ich das Reisen endlich satt haben und froh sein, in einem großen geschäftigen Haushalt voller Kinder und selbst genähter Quilts zu leben, mit Garten hinterm Haus und köchelndem Eintopf auf dem Herd. (Die Tatsache, dass dies ein ziemlich zutreffendes Porträt meiner eigenen Mutter war, ist vielleicht ein Indiz dafür, wie schwer es mir damals fiel, zwischen mir und der mächtigen Frau, die mich aufgezogen hatte, zu unterscheiden.) Doch da ich entsetzliche Angst hatte, es herauszufinden, wünschte ich mir nichts von alledem. Stattdessen hing die immer näher rückende DREISSIG wie ein Damoklesschwert über mir, und ich merkte, dass ich wirklich nicht schwanger werden wollte. Ich wartete darauf, mir endlich ein Baby zu wünschen, aber es geschah einfach nicht. Und ich weiß, wie es ist, wenn man sich etwas wünscht – das dürfen Sie mir glauben. Ich weiß genau, wie sich ein echter Wunsch anfühlt. Aber es gab keinen. Und zudem musste ich ständig daran denken, was meine Schwester mir einmal gesagt hatte, als sie ihren Erstgeborenen stillte: »Ein Kind zu kriegen ist ungefähr so,

als ließe man sich im Gesicht tätowieren. Man muss sich wirklich sicher sein, dass man es will.«

Aber wie konnte ich jetzt noch einen Rückzieher machen? Alles war bereit. In diesem Jahr sollte es passieren. Ja, wir versuchten sogar schon seit einigen Monaten, schwanger zu werden. Doch nichts war geschehen (abgesehen von der Tatsache, dass ich – einer Schwangerschaft geradezu hohnsprechend – unter psychosomatisch bedingter Morgenübelkeit litt und mich täglich vor dem Frühstück erbrach). Und jeden Monat, wenn ich meine Periode bekam, ertappte ich mich dabei, wie ich heimlich im Bad vor mich hin flüsterte: *Danke, danke, danke, danke, dass du mich noch einen Monat leben lässt ...*

Ich hatte versucht, mir einzureden, das sei normal. Alle Frauen – beschloss ich – mussten sich so fühlen, wenn sie versuchten, schwanger zu werden. («Ambivalent« war das Wort, das ich, zwecks Vermeidung der weit zutreffenderen Beschreibung »völlig panisch vor Angst« dafür verwandte.) Ich redete mir ein, dass meine Gefühle völlig normal waren, trotz aller Beweise des Gegenteils – wie mir etwa die Bekannte vor Augen führte, die ich zufällig traf und die gerade erfahren hatte, dass sie, zum ersten Mal seit zwei Jahren und nachdem sie ein Vermögen für Fruchtbarkeitsbehandlungen ausgegeben hatte, schwanger war. Sie war völlig ekstatisch. Sie habe, erzählte sie mir, schon seit einer Ewigkeit Mutter werden wollen. Und sie

gestand, dass sie insgeheim schon seit Jahren Babykleidung kaufte und sie unter ihrem Bett versteckte, damit ihr Mann sie nicht fände. Ich sah die Freude in ihren Augen und erkannte sie wieder. Das war genau die Freude, die ein Jahr zuvor aus meinen Augen geleuchtet hatte, als ich erfuhr, dass die Zeitschrift, für die ich damals arbeitete, mich beauftragen wollte, nach Neuseeland zu reisen, um einen Artikel über die Suche nach Riesentintenfischen zu schreiben. Und ich dachte mir: Solange ich beim Gedanken an ein Baby nicht genauso verzückt bin wie bei der Vorstellung, nach Neuseeland zu fliegen, um einen Riesentintenfisch zu suchen, solange kann ich kein Kind kriegen.

Ich will nicht mehr verheiratet sein.

Am hellichten Tag wies ich diese Vorstellung zurück, nachts aber verzehrte sie mich. Was für eine Katastrophe! Was für eine geradezu verbrecherisch dumme Kuh war ich, mich so weit in eine Ehe hineinzubegeben, nur um mich dann davonzumachen? Wir hatten dieses Haus doch erst vor einem Jahr gekauft! Hatte ich mir dieses schöne Haus nicht gewünscht? Hatte es mir nicht gefallen? Warum also irrte ich nun Nacht für Nacht und heulend wie Medea durch seine Korridore? War ich nicht stolz auf all das, was wir angehäuft hatten – das prestigeträchtige Heim im Hudson Valley, die Wohnung in Manhattan, die acht Telefonanschlüsse, die Freunde und die Picknicks und die Partys, die Wochenenden, die wir damit verbrachten, durch

irgendwelche kastenförmigen Supermärkte unserer Wahl zu streifen und immer mehr Geräte auf Kredit zu kaufen? Ich hatte mich jeden einzelnen Augenblick aktiv am Aufbau unseres gemeinsamen Lebens beteiligt – warum also hatte ich das Gefühl, dass nichts davon mit mir zu tun hatte? Warum fühlte ich mich so überwältigt von Pflichten, hatte ich es so satt, Brotverdienerin und Putzfrau, Organisatorin von Geselligkeit und Gassi-Geherin, Ehefrau und bald auch noch Mutter zu sein und – irgendwann dazwischen auch noch – Schriftstellerin ...?

Ich will nicht mehr verheiratet sein.

Mein Mann schlief nebenan in unserem Bett. Ich liebte ihn und konnte ihn nicht ausstehen – beides gleichermaßen. Ich konnte ihn nicht wecken, um ihm meine Verzweiflung zu schildern – welchen Sinn hätte es gehabt? Er sah meinem Niedergang ja nun schon seit Monaten zu, sah, dass ich mich aufführte wie eine Wahnsinnige (auf diese Bezeichnung hatten wir uns geeinigt), und ich erschöpfte ihn nur. Wir wussten beide, dass mit mir *etwas nicht stimmte*, und allmählich verlor er die Geduld. Wir hatten gestritten und geweint und waren so müde, wie nur ein Paar, dessen Ehe den Bach runtergeht, müde sein kann. Wir hatten die Augen von Flüchtlingen.

Die vielen Gründe, warum ich nicht mehr die Frau dieses Mannes sein wollte, sind zu persönlich und zu traurig, als dass ich sie hier schildern wollte. Vieles hatte damit zu tun, dass ich mich im Laufe der Jahre emotional

gewandelt hatte, aber ein Gutteil unserer Probleme hing auch mit ihm zusammen. Das ist nur natürlich; eine Ehe besteht schließlich immer aus zweien – zwei Stimmen, zwei Meinungen, zwei gegensätzlichen Entscheidungen, Wünschen. Aber ich glaube nicht, dass es mir zusteht, diese Fragen in meinem Buch zu erörtern; ebensowenig würde ich jemanden bitten, mir zu glauben, ich sei in der Lage, eine unparteiische Version unserer Geschichte wiederzugeben, und folglich bleibt die Geschichte des Scheiterns unserer Ehe hier unerzählt. Auch all die Gründe, warum ich seine Frau bleiben wollte oder warum ich ihn liebte und warum ich ihn geheiratet hatte und warum ich mir ein Leben ohne ihn nicht vorstellen konnte, beziehungsweise all das, was so wunderbar an ihm war, will ich hier nicht erörtern. Über nichts davon werde ich mich hier verbreiten. Möge es genügen zu sagen, dass er in dieser Nacht noch immer in gleichem Maße mein Leuchtturm und mein Albatros war. Das Einzige, was mir noch undenkbarer erschien als zu gehen, war, zu bleiben; und das Einzige, was noch unmöglicher war als zu bleiben, war, zu gehen. Ich wollte niemanden und nichts zerstören. Ich wollte nur leise durch die Hintertür hinausschleichen, ohne Aufhebens oder irgendwelche Folgen zu provozieren, und dann nicht mehr aufhören zu laufen, bis ich in Grönland war.

Dieser Teil meiner Geschichte ist nicht glücklich, ich weiß. Aber ich erzähle davon, weil auf diesem

Badezimmerfußboden etwas geschah, das mein Leben für immer verändern sollte – fast so wie bei einem dieser verrückten astronomischen Ereignisse, bei denen beispielsweise völlig grundlos ein Planet im Weltraum sich wendet, der flüssige Kern verrutscht, die Pole sich neu ausrichten und die Form sich so radikal verändert, dass die ganze Planetenmasse auf einmal elliptisch ist statt rund. So in etwa.

Das Ereignis bei mir war, dass ich anfang zu beten.

Sie wissen schon – zu Gott und so weiter.

3

Also, das war eine Premiere für mich. Und da ich hier jenes schwer befrachtete Wort »Gott« in mein Buch einführe, und es ein Wort ist, das auf all diesen Seiten noch häufig auftauchen wird, scheint es mir nur recht und billig, hier einen Moment zu verweilen und genau zu erklären, was ich meine, wenn ich es verwende, einfach damit die Leute sofort wissen, wie viel Anstoß sie daran zu nehmen haben.

Den Streit über Gottes Existenz würde ich allerdings gerne vertagen (nein – ich habe eine noch bessere Idee: schenken wir ihn uns doch komplett!) und als Erstes erklären, warum ich das Wort »Gott« verwende, wo ich doch genauso gut Jehova, Allah, Shiva, Brahma, Vishnu oder Zeus sagen könnte. Alternativ wäre auch noch das

»Das« denkbar, wie Gott in den alten Sanskritschriften genannt wird und das der allumfassenden und unaussprechlichen Entität, die ich manchmal erfahren habe, wohl nahe käme. Aber dieses »Das« kommt mir zu unpersönlich vor – eher wie ein Ding als ein Wesen –, und ich zumindest kann zu einem *Das* nicht beten. Ich brauche einen Eigennamen, um eine persönliche Anwesenheit wirklich als solche zu spüren. Aus genau diesem Grund wende ich mich, wenn ich bete, nicht ans Universum, die große Leere, die Kraft, das höchste Wesen, das Ganze, den Schöpfer, das Licht, die höhere Macht, ja nicht einmal an die poetischste Manifestation des Namens Gottes, den »Wechsel der Finsternis«, der, glaube ich, den gnostischen Evangelien entnommen ist.

Ich habe nichts gegen all diese Bezeichnungen. Für mich haben sie alle denselben Stellenwert, weil sie gleichermaßen angemessene oder unangemessene Beschreibungen des Unbeschreiblichen sind. Dennoch brauchen wir einen zweckdienlichen Namen für dieses Unbeschreibliche, und »Gott« ist der Name, der mir am sympathischsten ist und den ich daher verwende. Im Allgemeinen beziehe ich mich auf Gott als »Ihn« – ohne damit eine Aussage über das natürliche Geschlecht machen zu wollen, schon gar nicht sehe ich darin einen Revolutionsgrund. Natürlich habe ich auch nichts dagegen, wenn andere Leute Gott »Sie« nennen, und verstehe auch den Drang, aus dem heraus sie das tun. Noch einmal: Für

mich sind das gleichwertige Begriffe, in gleicher Weise angemessen oder unangemessen – obwohl ich finde, dass die Großschreibung der beiden Pronomina eine nette Geste ist, ein Zeichen von Höflichkeit in Gegenwart des Göttlichen.

Kulturell betrachtet, bin ich Christin, nicht aber in theologischer Hinsicht. Geboren wurde ich als Protestantin. Und während ich den großen Lehrer des Friedens, der Jesus hieß, wirklich liebe und mir auch das Recht vorbehalte, mich in schwierigen Situationen zu fragen, was er an meiner Stelle wohl tun würde, kann ich jene unumstößliche Regel des Christentums, die besagt, dass Christus der *alleinige* Weg zu Gott sei, einfach nicht schlucken. Deshalb kann ich mich streng genommen nicht als Christin bezeichnen. Die meisten Christen, die ich kenne, begegnen meinen diesbezüglichen Gefühlen mit Respekt und Aufgeschlossenheit. Allerdings nehmen es die Christen, die ich kenne, auch nicht allzu streng. Diejenigen aber, die es streng nehmen (und ebenso denken), kann ich hier nur meines Bedauerns ob eventuell verletzter Gefühle versichern, und ich werde mich fortan aus ihren Angelegenheiten heraushalten.

Normalerweise haben mich die Mystiker aller Religionen fasziniert. Immer habe ich mit atemloser Erregung auf all jene reagiert, die sagen, dass Gott nicht in einer dogmatischen Schrift oder auf einem fernen Thron im Himmel wohnt, sondern uns wirklich ganz nahe ist – und

noch viel näher, als wir es uns vorstellen können, ja, dass er direkt durch unsere Herzen atmet. Dankbar begrüße ich jeden, der je in die Mitte dieses Herzens vorgestoßen und dann wieder in die Welt zurückgekehrt ist, um uns Übrigen zu berichten, dass Gott *eine Erfahrung äußerster Liebe* ist. In allen Religionen der Erde hat es Heilige und Mystiker gegeben, die genau von dieser Erfahrung berichten. Leider sind viele von ihnen im Gefängnis gelandet oder wurden getötet. Trotzdem habe ich eine sehr hohe Meinung von ihnen.

Letztlich ist das, was ich über Gott glaube, ganz einfach. Nämlich ungefähr so: Ich hatte mal einen wirklich tollen Hund. Er stammte aus dem Tierheim und war eine Promenadenmischung aus vielleicht zehn verschiedenen Rassen, schien aber von allen nur die besten Eigenschaften geerbt zu haben. Er war braun. Wenn Leute mich fragten: »Was ist das für ein Hund?«, gab ich stets dieselbe Antwort: »Das ist ein brauner Hund.« Stellt nun jemand die Frage: »An welchen Gott glaubst du?«, ist meine Antwort genauso simpel: »Ich glaube an einen großen Gott.«

4

Natürlich hatte ich seit jener Nacht auf dem Badezimmerfußboden viel Zeit gehabt, meine Ansichten über das Göttliche zu formulieren. Mitten in jener

Novemberkrise jedoch war mir nicht daran gelegen, meine Ansichten in theologische Begriffe zu fassen. Mich interessierte einzig und allein, mein Leben zu retten. Endlich wurde mir bewusst, dass ich offenbar einen Zustand hoffnungsloser und lebensbedrohlicher Verzweiflung erreicht hatte, und mir fiel ein, dass Menschen in einer solchen Verfassung zuweilen Gott um Hilfe bitten. Ich glaube, ich hatte es in irgendeinem Buch gelesen.

Was ich Gott zwischen meinen heftigen Schluchzern mitteilte, war ungefähr Folgendes: »Hallo, Gott. Wie geht es dir? Ich bin Liz. Ich freue mich, dich kennen zu lernen.«

Ja, richtig – ich unterhielt mich mit dem Schöpfer des Universums, als wäre er mir soeben auf einer Cocktailparty vorgestellt worden. Aber wir arbeiten eben mit dem, was uns vertraut ist, und das sind nun mal die üblichen Worte, die ich zu Beginn jeder neuen Bekanntschaft sage. Fast hätte ich gesagt: »Ich war immer ein großer Fan deiner Arbeit ...«, aber das konnte ich mir gerade noch verkneifen.

»Es tut mir Leid, dich so spät in der Nacht noch zu stören«, fuhr ich fort. »Aber ich stecke ganz arg in der Klemme. Und wenn ich es auch bedauere, dich noch nie direkt angesprochen zu haben, so hoffe ich doch, dass ich dir gegenüber stets dankbar war für all die Segnungen, die du mir bisher hast zuteil werden lassen.«

Als ich daran dachte, musste ich noch heftiger schluchzen. Gott wartete, bis ich fertig war. Ich riss mich so

weit zusammen, dass ich fortfahren konnte: »Ich bin, wie du weißt, keine Expertin in Sachen Gebet. Aber könntest du mir bitte helfen? Ich brauche ganz dringend Hilfe. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich brauche eine Antwort. Bitte sag mir, was ich tun soll. Bitte sag mir, was ich tun soll ...«

Und so verengte sich das Gebet auf diese schlichte Bitte – *bitte sag mir, was ich tun soll* –, die ich unablässig wiederholte. Ich weiß nicht mehr, wie viele Male ich so drängte. Ich weiß nur, dass ich insistierte wie jemand, der um sein Leben bittet. Und die Heulerei nahm kein Ende.

Bis sie – ganz plötzlich – aufhörte.

Ganz plötzlich merkte ich, dass ich nicht mehr weinte. Ich hatte tatsächlich mitten in einem Schluchzer aufgehört. Mein Elend war restlos aus mir herausgesaugt worden. Ich löste die Stirn vom Boden, setzte mich überrascht auf und fragte mich, ob ich jetzt das mächtige Wesen zu Gesicht bekäme, das meine Tränen getrocknet hatte. Aber da war niemand. Ich war einfach nur allein. Und doch nicht wirklich allein. Um mich herum war etwas, was ich nur als kleine Blase der Stille beschreiben kann – eine Stille, die etwas so Besonderes war, dass ich aus Angst, sie zu verscheuchen, nicht einmal ausatmen wollte. Ich war ganz ruhig. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt schon einmal so ruhig gewesen bin.

Dann hörte ich eine Stimme. Bitte nicht erschrecken – es war weder eine alttestamentarische Charlton-Heston-Hollywood-Stimme noch eine, die mir sagte, ich müsse in

meinem Hinterhof ein Baseballfeld anlegen. Es war nur meine eigene Stimme, die aus meinem tiefsten Innern sprach. Aber so hatte ich meine Stimme noch nie gehört. Es war meine Stimme, aber sie klang absolut weise, gelassen und sehr mitfühlend. So würde meine Stimme klingen, wenn ich in meinem ganzen Leben nichts als Liebe und Gewissheiten erfahren hätte. Wie soll ich die Wärme und Zärtlichkeit dieser Stimme beschreiben, da sie mir ja die Antwort gab, die meinen Glauben ans Göttliche für immer besiegeln sollte?

Die Stimme sagte: *Geh wieder ins Bett, Liz.*

Ich atmete aus.

Es war so unmittelbar einleuchtend, es war das Einzige, was ich tun konnte. Eine andere Antwort hätte ich nicht akzeptiert. Einer dröhnenden Stimme, die entweder von mir verlangte, *Du musst dich scheiden lassen!* oder *Du darfst dich nicht scheiden lassen!*, hätte ich nicht getraut. Weil das keine echte Weisheit ist. Echte Weisheit gibt in jedem Moment die einzig denkbare Antwort, und in jener Nacht war die Aufforderung zur Rückkehr ins Bett die einzig mögliche Antwort. *Geh wieder ins Bett*, sagte diese allwissende innere Stimme, weil du um drei Uhr früh an einem Dienstagmorgen im November nicht die endgültige Antwort wissen musst. *Geh wieder ins Bett*, weil ich dich liebe. *Geh wieder ins Bett*, weil das Einzige, was dir momentan Not tut, darin besteht, dich auszuruhen und gut auf dich aufzupassen, bis du die Antwort weißt. *Geh wieder*

ins Bett, damit du, wenn der Sturm losbricht, stark genug bist, ihm die Stirn zu bieten. Und der Sturm kommt, meine Liebe. Schon bald. Aber nicht heute Nacht. Und deswegen: *Geh wieder ins Bett, Liz*.

Zwar besitzt diese Episode alle Kennzeichen des typischen christlichen Bekehrungserlebnisses – die dunkle Nacht der Seele, den Hilferuf, die antwortende Stimme, das Gefühl der Verwandlung. Aber ich würde nicht sagen, dass es eine religiöse *Bekehrung* für mich war, nicht in der üblichen Weise des Wiedergeboren- oder Gerettetwerdens. Vielmehr würde ich das, was in dieser Nacht geschah, als den Anfang eines religiösen *Gesprächs* bezeichnen. Die ersten Worte eines offenen und sondierenden Dialogs, der mich Gott zuletzt dann doch sehr nahe bringen sollte.

5

Hätte ich irgendwie ahnen können, dass alles – wie die Schauspielerin Lily Tomlin einmal gesagt hat – erst *sehr viel* schlimmer wird, ehe es schlimmer wird, dann weiß ich nicht, wie gut ich in jener Nacht geschlafen hätte. Aber sieben sehr schwierige Monate später verließ ich tatsächlich meinen Mann. Als ich mich endlich zu der Entscheidung durchrang, dachte ich, nun sei das Schlimmste vorüber. Was nur zeigt, wie wenig ich von Scheidung verstand.

In der Zeitschrift *The New Yorker* gab es einmal eine Karikatur. Zwei Frauen redeten miteinander, und die eine sagte zur anderen: »Falls du einen Menschen wirklich kennen lernen willst, musst du dich von ihm scheiden lassen.« Natürlich war meine Erfahrung eher das Gegenteil. Ich würde sagen, dass man sich scheiden lassen muss, wenn man den anderen wirklich *nicht mehr* kennen will. Denn so war es bei mir und meinem Mann. Ich glaube, wir erschraken beide über das Tempo, mit dem wir uns von zwei Menschen, die einander am besten kannten, in zwei Fremde verwandelten, die einander nicht verstanden. Und diese Fremdheit beruhte auf der entsetzlichen Tatsache, dass wir beide etwas taten, was der andere nie für möglich gehalten hätte; nicht im Traum hätte er gedacht, dass ich ihn tatsächlich verlassen würde, und nicht im Entferntesten konnte ich ahnen, dass er mir das Fortgehen so schwer machen würde.

Als ich meinen Mann verließ, war ich davon überzeugt, dass wir unsere praktischen Angelegenheiten mit einem Taschenrechner, gesundem Menschenverstand und ein bisschen gutem Willen in wenigen Stunden lösen würden. Ich schlug vor, das Haus zu verkaufen und alle Vermögenswerte fifty-fifty zu teilen; dass wir anders vorgehen könnten, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Er fand diesen Vorschlag nicht fair. Also erhöhte ich meine Offerte, schlug sogar diese etwas andere Art des Teilens vor: Wie wäre es, wenn er sämtliche Vermögenswerte

übernahme und ich die gesamte Schuld? Aber nicht einmal dieses Angebot führte zu einer Einigung. Nun war ich wirklich ratlos. Wie soll man weiterverhandeln, wenn man schon alle Angebote auf den Tisch gelegt hat? Jetzt konnte ich nur noch auf seinen Gegenvorschlag warten. Da ich ihn verlassen hatte, verbot mir mein Schuldgefühl, zu glauben, dass mir auch nur ein Zehn-Cent-Stück meines in den letzten zehn Jahren verdienten Geldes zustand. Außerdem war es mir aufgrund meiner neu entdeckten Spiritualität ganz wichtig, dass wir nicht stritten. Gegen den Rat aller, die sich um mich sorgten, weigerte ich mich lange Zeit sogar, einen Rechtsanwalt hinzuzuziehen, weil ich auch das als feindseligen Akt betrachtete. Ich wollte das alles ganz Gandhi-mäßig abhandeln. Ganz Nelson-Mandela-mäßig. Allerdings wusste ich damals nicht, dass sowohl Gandhi als auch Mandela *Rechtsanwälte* waren.

Monate vergingen. Ich hing in der Luft, wartete auf meine Erlösung, wollte wissen, wie die Bedingungen lauteten. Wir lebten getrennt (er war in unsere Wohnung in Manhattan gezogen), aber nichts war geklärt. Rechnungen stapelten sich, Karrieren gerieten ins Stocken, das Haus verkam, und das Schweigen meines Mannes wurde nur von gelegentlichen Mitteilungen unterbrochen, die mich daran erinnerten, was für eine verbrecherisch blöde Kuh ich doch war.

Und dann war da noch David.